

Dieser Text ist in einer etwas veränderten Fassung erschienen in AIT (Architektur Innenarchitektur Technischer Ausbau), Heft 7/8 2005, S. 138-140

A HOUSE IS NOT A HOME: DER ARCHITEKT UND SEIN EINFLUSS AUF DAS WOHNEN

Riklef Rambow

Die Beziehung zwischen der Architektur und dem Wohnen ist niemals einfach gewesen. Denn mehr noch als die anderen möglichen Zweckbestimmungen von Gebäuden sperrt sich das Wohnen gegen die reibungslose Übersetzung in Funktionsbegriffe. Es ist deshalb besonders schwer zu sagen, was ein Architekt eigentlich entwirft, wenn er eine Wohnung oder ein Wohnhaus entwirft.

Das Wohnen umfasst die privatesten Bereiche der menschlichen Existenz, was bedeutet, dass es in besonderem Maße der Subjektivität des Wohnenden unterworfen ist und dessen Kontrollansprüche besonders hoch sind. Die Wohnung ist zudem nach wie vor für die meisten Menschen jener Teil der gebauten Umwelt, in dem sie mehr Zeit zubringen als in jedem anderen Gebäude. In der frühen Kindheit, wenn sich grundlegende Konzepte wie Raum, Bewegung, Identität oder Sicherheit überhaupt erst entwickeln, bildet die Wohnung den herausragenden Ort dieser Entwicklung. Auch für Erwachsene ist sie eng mit der eigenen Identität verwoben; sie ist Abbild der eigenen Geschichte, Ort selektiver sozialer Begegnung, erweiterter Ausdruck der eigenen Persönlichkeit.

Trotz dieser offensichtlichen Bedeutung des Wohnens spielt die Architektur in diesem Zusammenhang nicht die Rolle, die ihr auf den ersten Blick zuzustehen scheint. Es ist ein viel beklagter Umstand, dass nur ein Bruchteil der gebauten Einfamilienhäuser mit Hilfe eines Architekten entsteht; es überwiegt das „Wohnen von der Stange“ im Fertighaus, äußerlich aus traditionellen Versatzstücken zusammengesetzt, innerlich von einer räumlichen Gewöhnlichkeit, die den Architekten schaudern lässt. Und auch im städtischen Geschosswohnungsbau besteht nach wie vor eine erhebliche Kluft zwischen den Unikaten, die in den regelmäßig aufgelegten Schwerpunktheften der Fachzeitschriften zum Thema Wohnen die Bewunderung der Kollegen gewinnen, und dem Gros dessen, was tatsächlich gebaut und bewohnt wird. Und das scheint nicht etwa daran zu liegen, dass es sich dabei um Beispiele einer Avantgarde handelt, deren Konzepte sich erst mit einer zeitlichen Verzögerung, dann aber umso nachhaltiger auf dem Markt durchsetzen. Ein Rückblick auf die Geschichte der Wohnarchitektur zeigt vielmehr, dass viele der meistdiskutierten Wohnmodelle ihre Nische nie verlassen konnten, während das Wohnen in der Breite ein erstaunliches Beharrungsvermögen zeigt.

Was nicht heißt, dass das Wohnen sich nicht verändern würde. Die sichtbarste und folgenreichste einzelne Veränderung ist die erhebliche Steigerung der Pro-Kopf-Wohnfläche. Zudem wandeln sich die soziale Struktur und die Altersstruktur der Wohnenden. Die Zahl der Ein- und Zweipersonenhaushalte steigt, und die Familienstrukturen werden labiler, d.h. die soziale Zusammensetzung der Wohnenden wechselt häufiger. Die universelle Verfügbarkeit des Autos hat sich ebenso auf das Wohnen ausgewirkt wie andere technologische

Entwicklungen, vom Fernseher über die Küchenausstattung bis zum wireless computing. Dass sich allerdings derartige technologische Fortschritte nicht umstandslos in architektonischen Fortschritt übersetzen, lässt sich derzeit nirgends so schön beobachten wie an dem „T-com-Haus“, das temporär auf einer Brache unweit des Leipziger Platzes in Berlin gelandet ist, einem mit intelligenter Haustechnik voll gestopften Fertighaus von bemerkenswerter architektonischer Bedeutungslosigkeit.

Zurück zur Ausgangsfrage: Was entwirft der Architekt eigentlich, wenn er ein Haus zum Wohnen entwirft? Er entwirft die räumliche Hülle, in der sich das Wohnen in seiner oben angedeuteten Komplexität entfalten kann. Er entwirft nicht das Wohnen selbst. Das Wohnen kann nur der Wohnende entwerfen. Die Architektur kann ihn dabei hindern oder unterstützen, und sie wird sich im Vollzug des Wohnens auch verändern. Aneignung ist die andere Seite des Entwurfs. Hierin unterscheidet sich das Verhältnis von Architekt und Wohnendem nicht grundsätzlich von dem Verhältnis von Architekt und Nutzer in anderen Bereichen der Architektur, aber es ist hier vielleicht so persönlich und prekär wie nirgends sonst. Der Grund dafür liegt in der Bedeutung der persönlichen Kontrolle des Wohnenden für das Wohnen, die bereits erwähnt wurde. Dieses legitime Kontrollbedürfnis muss auch die Architektur respektieren, wenn sie erfolgreich sein will, und das heißt, dass der Entwurf auf die Festlegung bestimmter Entscheidungen verzichten muss.

Genau hier liegt aber das Problem. Denn die hervorragenden Beispiele der Wohnarchitektur, welche die jüngere Architekturgeschichte hervorgebracht hat, legen zunächst das Gegenteil nahe. Gebäude wie Frank Lloyd Wrights „Falling Water“, Mies' „Haus Tugendhat“, Philipp Johnsons „Glass House“, aber auch Beispiele aus den letzten Jahren wie UN Studios „Möbius Haus“, OMAs „Maison á Bordeaux“ oder das Haus R 128 von Werner Sobek sind ja gerade deshalb zu bewunderten Ikonen geworden, weil in ihnen die Bedürfnisse der Bewohner durch den konsequenten Gestaltungswillen des Entwerfers zumindest scheinbar ihren perfekten Ausdruck gefunden haben, wenn nicht gar auf eine neue Ebene gehoben wurden; räumliche Hülle und soziales Geschehen vereinigen sich in einem Gesamtkunstwerk, das sich zudem auch noch glücklich mit dem Zeitgeist im Einklang befindet. Inwieweit dies für die genannten Beispiele (und andere vergleichbare) tatsächlich gilt, muss hier offen bleiben, denn außer anekdotischen Berichten ist in der Regel wenig über die langfristigen Erfahrungen der Bewohner bekannt. Ganz unabhängig davon ist entscheidend, dass diese Beispiele beim Nachdenken über Wohnen in die Irre führen, weil sie aus der seltenen Situation resultieren, dass Bauherren nicht nur über hinreichende finanzielle Mittel, sondern auch über den Ehrgeiz verfügen, ihre Wohnbedürfnisse in der Auseinandersetzung mit dem Architekten zu einem architektonischen Konzept zu verdichten, und ihr Wohnen den Vorgaben, die sich aus diesem ergeben, anzupassen.

Diese „idealen“ Bauherren gibt es wohl, aber sie sind sehr selten. Dessen ungeachtet sind sie – wenn auch nur imaginiert – in der Ausbildung noch immer gern gesehene Gäste, an denen junge Entwerfer modellhaft die Auseinandersetzung mit dem individuellen Bauherren und seinen Bedürfnissen üben. Über das Wohnen lernt man auf diese Weise nichts oder etwas verführerisch Falsches. Denn für die allermeisten Menschen ist Architektur im Zusammenhang mit dem eigenen Wohnen von eher geringer Bedeutung. Das heißt nicht, dass es egal ist, wie ein Gebäude gestaltet ist, aber entscheidend ist nicht die Architektur, entscheidend sind ihre Auswirkungen auf das Wohnen.

Was sind die wichtigsten Kriterien für die Auswahl einer Wohnung oder eines Hauses? Vor allem die Lage, der Preis, die Größe bzw. das richtige Verhältnis zwischen diesen Faktoren. Hinzu kommen der Zuschnitt und die Ausstattung, Ausrichtung, Helligkeit und das Vorhandensein einer begehbaren Außenfläche sind ebenfalls von Bedeutung. Die Beurteilung des Zuschnittes findet in der Regel über die Zuordnung von Räumen zu Personen und Nutzungen und über die Einschätzung der Möblierbarkeit statt. Die Ausstattung sollte gefallen, aber nicht so dominant sein, dass sie eigene Gestaltungsoptionen blockiert. Aus dieser Kriterienliste ergibt sich ein eher konservatives Bild, das nicht unmittelbar auf einen grundlegenden Reformbedarf schließen lässt. Tatsächlich liegt eines der wesentlichen Konfliktpotenziale zwischen Architekten und Bauherren bzw. Nutzern seit je in der Tatsache, dass erstere den Zustand des Wohnens als qualitativ defizitär und reformbedürftig empfinden, während letztere in der großen Mehrheit weit gehend zufrieden mit ihrem Wohnen sind und lediglich quantitative oder auf einzelne, konkrete Aspekte bezogene Verbesserungen anstreben.

Diese unterschiedlichen Perspektiven auf das Wohnen überraschen nicht, wenn man sich die Unterschiede im Erfahrungshintergrund, im Wissen und in den Einstellungen betrachtet, die sich aus der Ausbildung, den berufspraktischen Anforderungen an den Architekten und den Traditionen der Architektur ergeben. Das entwerferische Denken, das auf konzeptuelle Stringenz, auf Innovation, in gewissem Maße auch auf Provokation und Hinterfragung des „gewohnter“ Sichtweisen orientiert ist, muss sich schwer damit tun, einen so wenig stringenten, strukturell konservativen, auf Sicherheit, Privatheit und – trotz aller Flexibilisierung und Mobilisierung des modernen Lebens – Dauerhaftigkeit ausgerichteten Bereich wie das Wohnen zu gestalten. Genau entlang dieser Trennlinie liegen auch die immer wieder aufgegriffenen Themen und Motive der modernen Auseinandersetzung mit dem Wohnen: Zum einen Transparenz, offene Grundrisse, weit reichende Flexibilisierung durch mobile Elemente, räumliche Veränderbarkeit, Ideen für einen modernen Nomadismus usw. Das sind entwerferische Konzepte, die sich aus dem Anspruch ergeben, das Wohnen auf der Grundlage funktionaler Analysen und scheinbarer demografischer, soziologischer oder technologischer Notwendigkeiten neu zu erfinden. Kaum eines der hierzu entwickelten Konzepte hat sich je auf breiter Front durchsetzen können, und wenn man ernsthaft über das Wohnen nachdenkt, dann überrascht das auch nicht wirklich. Dennoch werden sie von jeder neuen Studentengeneration neu entdeckt und um einige Varianten bereichert. Der zweite Strang des entwerferischen Nachdenkens über Wohnen, so wie man ihn in der Ausbildung kennen lernt, ist der skulpturale, stark ästhetisch ausgerichtete. Hier bekommen das Raumerleben, die Inszenierung von Blickbeziehungen und Materialqualitäten besonderes Gewicht. Auch dies sind Kriterien für Qualität, die von dem alltäglichen Wohnen der großen Mehrheit der Menschen weit entfernt sind und nur dann für erfolgreiche Wohnarchitektur fruchtbar gemacht werden können, wenn es gelingt, sie mit diesem zu vermitteln.

Die Hauptgefahr für die Kommunikation mit dem Bauherren, und daraus resultierend auch für die Architektur, die sich aus diesen Ansätzen ergibt, ist die, dass dessen tatsächlichen Bedürfnissen kein ehrlicher Respekt entgegen gebracht wird. Beide Denkweisen führen allzu leicht zu der offenen oder unterschwelligem Vorstellung, der Bauherr oder die Nutzer müssten quasi erzogen werden, entweder zu einer erhöhten ästhetischen Sensibilität oder zu einer modernen – besseren – Lebensweise oder zu beidem. Das ist der Punkt, an dem nicht mehr eine Hülle für das Wohnen entworfen werden soll, sondern das Wohnen selbst, und das geht häufig schief.

Akzeptiert man, dass das Wohnen nicht der kontinuierlichen Neuerfindung bedarf, weil es sich im wesentlichen aus völlig legitimen und in sich weit gehend stimmigen Bedürfnislagen zusammensetzt, so verändert sich das Verhältnis von Architekt, Bauherrn und Bauaufgabe. Das ermöglicht eine Haltung, die das bisherige Wohnen als Erfahrung ernst nimmt und daraus lernt. Gerade im Geschosswohnungsbau erscheint es wichtig zu akzeptieren, dass die tatsächlichen Freiheitsgrade der Veränderung gar nicht so zahlreich sind, dass sie wirklich spektakuläre Lösungen zulassen. Viel wichtiger ist hier eine inkrementelle Vorgehensweise, die sich nicht scheut, sowohl auf konzeptueller Ebene als auch auf der Ebene gestalterischer Einzelelemente bewährte Standardlösungen mit der kreativen Suche nach gezielten Anpassungen zu verbinden. Die Herausforderung dabei besteht vor allem darin, diesen Lernprozess so zu organisieren, dass es auch tatsächlich möglich wird, die richtigen Erfahrungen zu sammeln und die richtigen Schlüsse zu ziehen. Woher weiß man eigentlich, welche Wohnungstypen für welche Bewohner gut „funktionieren“ und welche nicht? Systematische Evaluationen zeitgenössischer Wohnarchitekturen werden kaum durchgeführt, so bleibt häufig nur die persönliche Einschätzung des Architekten oder der Blick auf ökonomische Nachfragedaten, deren Interpretation aber auch nicht ganz unproblematisch ist. Hier liegen noch Felder für eine pragmatische, anwendungsnahe Forschung brach, derer sich die Hochschulen mit Gewinn annehmen könnten.

Im Einzelhausbau, bei dem es die Chance eines direkten Dialogs mit dem Bauherren oder, besser, allen zukünftigen Bewohnern gibt, ist die Erfahrungsgrundlage natürlich eine andere. Hier kann die reichhaltige bisherige Wohngeschichte der Wohnenden direkt erfragt werden. Und natürlich werden sie auch Wünsche und Ideen zu Ihrer zukünftigen Wohnsituation formulieren. Dass dieser Dialog allerdings zahlreiche Tücken hat, ist auch bekannt. Seitens des Architekten ist der schon oben erwähnte grundsätzliche Respekt gegenüber allen geäußerten Erfahrungen und Inhalten einzufordern. Die Fähigkeit, zunächst einmal den Erläuterungen des oder der Bauherren richtig zuzuhören, ist ebenso wichtig. Erfahrene Architekten weisen gerne daraufhin, dass sie dabei unter Umständen fast in die Rolle eines Therapeuten schlüpfen müssen, und dieser Vergleich ist keinesfalls abwegig, geht es doch tatsächlich um einen Prozess, in dessen Verlauf sich vieles, was zunächst auch dem Bauherren selbst noch unklar ist, erst formieren muss. Zugleich besteht aber auch hier die Gefahr einer Überdehnung: Es gibt zwar Ähnlichkeiten mit einem therapeutischen Prozess, aber der Dialog darf sich nicht vollständig zu einem solchen wandeln.

Hinzu muss das Bemühen treten, in der eigenen Sprache so verständlich wie möglich zu sein, und zwar sowohl im verbalen Ausdruck als auch in den gewählten visuellen Vorstellungshilfen. Um Missverständnissen vorzubeugen, sollten Gestaltungsvorschläge so früh wie möglich durch Fotos vergleichbarer Beispiele, Perspektivzeichnungen, kleine Modelle und Materialproben visualisiert werden. Auch dieses Geschick, den kognitiven Voraussetzungen von Laien entsprechend zu visualisieren und begleitend die richtigen Erläuterungen zu geben, so dass der Bezug zwischen Wohnerfahrung und Gestaltungsvorschlag jederzeit erkennbar ist, erfordert hohe Sensibilität und Erfahrung. Es wäre deshalb wünschenswert, derartige Erfahrungen in ihrer ganzen Komplexität und Sperrigkeit schon in das Architekturstudium einzubauen. Didaktische Konzepte, wie das geschehen kann, gibt es, aber umgesetzt werden sie noch viel zu selten. Dabei liegt hierin eine Möglichkeit, die Grundlagen zu einer Wohnarchitektur der kleinen Unterschiede zu legen, die robust genug ist, um sich auf dem Markt auch jenseits exklusiver Nischen zu etablieren.

